

Höhepunkt (wiederum) beim Dämonischen (das Tillich für besonders wichtig erachtete, vgl. I 133, II 71). Das reine Kreaturverhältnis (schon dies, wie angeführt, schwerwichtig) ist abstrakt, weil dem Geist nicht möglich; Geist aber besagt Zweideutigkeit (167), unvermeidlich offenbar, weil das Seiende sich vom Unbedingten „eben als Kreatürliches“ verneint weiß (179). (Welch ein Schöpfungsverständnis – gegenüber dankbarer Anerkennung der „libera liberalitas“ eines gönnenden Sein-Lassens! Und welche Hoffnungsperspektiven kennt eine derart heillose [reformierte?] Weltsicht?) Die Verbindung nun von reiner Kreatürlichkeit und Wesenswidrigkeit ergibt als das faktisch Konkrete das Dämonische: „Doppelheit“ in der Natur (215) wie im Geist. – Teil II legt die Erlösungslehre vor. Dabei kommen Christologie wie Trinitätslehre zur Sprache; aber das Symbol des Sohnes „darf nicht in mythischer oder metaphysischer Weise zur Darstellung des innergöttlichen Lebens verwendet werden.“ Es drückt nur eine Beziehung des Seienden zum Unbedingten aus (354).

Alle drei Bücher sind sorgfältig gearbeitet, mit Personen- und Sachregistern. Hilfreiche Arbeitsinstrumente (redundant am ehesten I Zweiter Teil, weil in einer prekären Mitte zwischen philosophiegeschichtlicher Information und monographischer Diskussion). Auf ihrer Basis wäre nun das denkende Gespräch zu eröffnen; denn so schön das Pégy-Zitat ist, mit dem Sch. seine Dissertation schließt, so viele Fragen läßt es offen. In der Tat macht nicht Fehl(er)losigkeit eine Philosophie groß, aber auch noch nicht die Tatsache, daß sie sich geschlagen hat. Überhaupt geht es nicht um Größe, nicht einmal um Unruhe als solche, sondern um die Wahrheit und um den Weg auf sie hin. „Wahrheit ist tot ohne den Weg zur Wahrheit“ (II 211), hat T. gepredigt. Ja. Aber der Weg, auf dem man geht und auf den man andere schickt, soll ein Weg zur Wahrheit sein (nicht alle Wege führen zu ihr). Zuerst hat Tillich die Säkularisierung seiner Zeit religiös „retten“ wollen; das mißlang (Bonhoeffer: II 67). Dann gab es die weltweite Wirkung seines Redens vom „Gott“ über Gott und Gott als Tiefe der Realität. Vielleicht sagt auch dieser sein späterer Beitrag – im Blick auf die modische „neue“, mehr minder apersonale Religiosität – gerade nicht das, wozu christliches Zeugnis gegenwärtig (und nicht erst seit heute – App 4, 12) aufgerufen ist? J. SPLETT

## 2. Erkenntniskritik, Metaphysik usw.

SEEBOHM, THOMAS M., *Philosophie der Logik* (Handbuch Philosophie 3). Freiburg/München: Alber 1984. 364 S.

„Philosophie der Logik“ ist zu einem in den letzten drei Jahrzehnten immer häufiger verwendeten Fachterm geworden. Damit bezeichnet man sowohl einen erkenntnistheoretischen Standpunkt, der nur eine am Maßstab der exakten Logik gemessene Philosophie als rational gerechtfertigt anerkennen möchte, wie auch jene philosophische Teildisziplin, in der das Wesen und die Voraussetzungen der Logik als Werkzeug und Wissenschaft kritisch untersucht werden. Thomas M. Seebohm versucht in seinem Buch beiden Bedeutungen des Ausdrucks gerecht zu werden. Nach ihm mündete schon die von der natürlichen Sprache ausgehende Reflexion auf die Vorbedingungen exakten Denkens in eine „deskriptive Logik“ aus, die gleichzeitig als Kriterium für das folgerichtige wissenschaftliche und philosophische Denken verstanden wurde (Teil I). Ebenso führte um die Jahrhundertwende die philosophische Kritik an dieser „traditionellen Logik“ über eine vertiefte Analyse der natürlichen Sprachen zum Aufbau exakter und eindeutiger formalisierter Kunstsprachen und zur Entwicklung der zweiwertigen und extensionalen „klassischen Logik“, die von ihren Vertretern wiederum als ein Kriterium verstanden wurde, vor dem sich jeder Wissenschaftler und Philosoph zu verantworten hatte (Teil II). Schließlich führte insbesondere seit der Mitte unseres Jahrhunderts der philosophisch-kritische Aufweis des Ungenügens dieser klassischen Logik sowohl für das alltägliche Sprechen wie auch für die Sprache aller Wissenschaften (Teil III) zur Entwicklung des nachklassischen Formalismus und zum Entwurf einer intensionalen, modalen, „nachklassischen Logik“, deren Auswirkungen auf



wissenschaftlich-philosophische Problemstellungen noch nicht abzusehen sind (Teil IV).

Bei der Behandlung der deskriptiven Logik (Teil I) werden die klassischen Fragen nach dem Gegenstand, den Prinzipien und den Methoden der Logik und Bezugnahme auf ihren geschichtlichen Ort aufgegriffen und auch im Hinblick auf ihre späteren Modifikationen in der modernen extensionalen und nachklassischen Logik erörtert. Dankenswert ist dabei, daß nicht nur die Auffassungen von Logikern erwähnt werden, sondern daß auch auf die klassischen philosophischen Positionen in bezug auf das Wesen der Logik eingegangen wird, etwa auf die Auffassungen Kants, Hegels, Husserls und Heideggers. Fragen wie etwa, ob die Logik Organon oder Kanon der Wissenschaften ist, ob sie es mit den intensionalen Begriffsbeziehungen oder mit extensionalen Gegebenheiten zu tun hat, ob sie sich befriedigender auf dem Hintergrund einer nominalistischen, einer konzeptualistischen oder einer realistischen Auffassung verstehen läßt, welche Bedeutung eine Wahrheitstheorie für die formale Logik hat usw., werden anhand der jeweiligen Vertreter der verschiedenen Auffassungen und anhand ihrer jeweiligen Kritik erörtert. Schließlich wird noch auf die Mängel der traditionellen deskriptiven Logik hingewiesen, auf ihre zu starke Bindung an alltagsprachliche und mehrdeutige Sprachstrukturen, auf ihre mangelnde Systematisierung und vor allem auf ihr Ungenügen als Organon der Wissenschaften, ja selbst der Mathematik.

Bei der Darstellung der modernen „klassischen formalisierten Logik“ (Teil II) wird sehr klar gemacht, wie einerseits die mehrdeutigen grammatischen Strukturen der Umgangssprache und die Entdeckung von Widersprüchen im Rahmen umgangssprachlicher und mathematischer Argumentation die Aufstellung solcher präziserter und formalisierter Kunstsprachen notwendig machten, bei denen die logische Struktur eindeutig in der grammatischen Struktur der Sprachgebilde zum Ausdruck kommt. Es wird aber auch darauf hingewiesen, wie die extensionale Interpretation zunächst von den Vertretern der modernen Logik grundlos zur einzigen Norm allen logischen Denkens und Schließens gemacht wurde. Das darf jedoch nicht dazu führen, daß man die Bedeutung der Resultate einer solchen am Ideal des mathematisch-geometrischen Beweises orientierten Logik bestreitet. Denn erst im Rahmen dieser extensionalen Logik gelang es, ihre Widerspruchsfreiheit und ihre Vollständigkeit aufzuzeigen, d. h. ihr Genügen als Organon für die „exakten Wissenschaften“.

Freilich sollte sich die Beschränkung auf eine rein extensionale Interpretation sehr bald als Hindernis erweisen, da große Bereiche des logischen Schließens nicht beachtet wurden, wie die Kritik an der klassischen Logik sehr schnell hervorzuheben begann (Teil III). Man sah bald ein, daß die klassische formalisierte Logik nicht die formalisierte Logik schlechthin ist und daß man zur Darstellung vieler logisch relevanter wissenschaftlicher Zusammenhänge auf eine intensionale Interpretation zurückgreifen muß, die es mit Begriffsbeziehungen und dem Sinn von Sprachgegebenheiten zu tun hat. Insbesondere konnte man zeigen, daß die klassische extensionale Form der Logik weder modalen Sachverhalten gerecht wird noch das konkrete Einzelne genügend berücksichtigen kann und daß außerdem gewisse Gesetze wie die sog. Paradoxien der Implikation und das Tertium non datur für logisch korrekt erklärt werden, obwohl sie für die natürliche Evidenz oder in gewissen konkreten Schlußsituationen nicht gerechtfertigt zu sein scheinen.

Das Schwergewicht scheint S. auf die Darstellung der Grundlagen und Konsequenzen der neuesten logischen Entwicklung legen zu wollen, die über die klassische Logik hinausgehend zu dem „universalen Formalismus“ der „nachklassischen Logik“ führt (Teil IV). Die Bedeutsamkeit dieser intensionalen nachklassischen Logik nicht nur für Bereiche, die im Rahmen der klassischen Logik ausgespart werden mußten, sondern auch für die traditionellen ontologischen und erkenntnistheoretischen Probleme wird gut herausgearbeitet. Erst in der nachklassischen Logik ist es möglich, den verschiedenen Modalitäten gerecht zu werden. Insbesondere weist S. jedoch darauf hin, daß erst diese Erweiterung der Logik möglicherweise eine Grundlage dafür schaffen kann, daß die pragmatische Dimension des Denkens und Argumentierens einer systematischen Behandlung zugänglich gemacht wird, da in ihr der sprechende, denkende und argumentierende Mensch in seiner konkreten Einzelsituation eine Rolle spielt und sie im



alltäglichen Sprechen und Schließen ständig relevant ist. Eine kurze formale Behandlung der klassischen Logik durch S. und der nachklassischen Logik durch *Glen Helman* schließt das Buch ab.

Die thematische Struktur des Buches hat zur Folge, daß der zu behandelnde Gegenstand mehr ideengeschichtlich als systematisch angegangen wird und daß die historischen Positionen mehr dargestellt als kritisch durchleuchtet werden. Ein solches Verfahren kann bei einer Philosophie der Logik gerechtfertigt werden, weil die verschiedensten Standpunkte in bezug auf die Logik im Laufe der geschichtlichen Entwicklung selbst hinterfragt und durch Resultate der Logik teilweise widerlegt worden sind. – Will man einen übergreifenden und umfassenden Überblick über die Problemgebiete und die Problemlage der Philosophie der Logik haben, so kann S.s Arbeit nur empfohlen werden.

R. CARLS S. J.

EBELING, HANS, *Das Verhängnis. Erste Philosophie*. Freiburg/München: Alber 1987. 104 S.

„Erste Philosophie“, so beginnt der Verf. seine Ausführungen, „sucht nach letzten Gründen. Scheitert sie dabei oder kommt sie dabei ins Ziel, so bleibt ihr in einem wie im anderen Falle die Anerkennung eines Verhängnisses. Anders die Praktische Philosophie: für sie besteht in beiden Fällen die Notwendigkeit des Widerstands“ (9). Es gibt für E. also einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem, was er Erste Philosophie nennt und dem, was er Praktische Philosophie nennt. Die letzten Gründe des Widerstands, so betont er, beziehen sich auf „*unsere* Konstruktion derjenigen Welt, die es nicht gibt, die aber zu fordern ist“ (ebd.). Die Erste Philosophie habe hingegen „prinzipiell nichts zu fordern, sondern einzusehen“ (ebd.). Sie müsse verstanden werden als „rekonstruktive Entsprechung zum ersten Gegebenen“ (ebd.). Was aber jenes erste Gegebene ist, darüber läßt E. keinen Zweifel. Es ist dasjenige, was als Zufall, Schicksal oder Geschick vorhanden ist. Am äußersten Rand der Moderne hat das, was auf diese Weise verhängt ist, die Gestalt der der Moderne eigenen Vernunft oder Unvernunft.

E. bemüht sich nun im einzelnen, ein solches Konzept von Erster Philosophie in Beziehung zu setzen zur Tradition der neuzeitlichen Metaphysik, die sich spätestens seit Kants „Destruktion der ihm überlieferten und in der Tat unrettbaren Metaphysik der Grenzüberschreitungen“ (10) der Frage nach dem ‚quid iuris‘ ausgesetzt sieht. Als einen von vornherein schwachen Kandidaten für die Legitimationsfähigkeit der Metaphysik wertet er den „Aufstand Nietzsches“ und dessen „Ausbruch in die angeblich ewige Wiederkehr des Gleichen“ (ebd.). Wichtiger hingegen ist ihm zufolge, vor allem wegen ihrer bedrängenden Konsequenzen, die Frage Heideggers nach der Vernunft des Seinsgeschicks. Dieser Frage geht er im ersten Teil seiner Untersuchung nach, da er der Überzeugung ist, Erste Philosophie sei auch heute nicht möglich ohne den allerdings „strapaziösen Rückgang auf Heidegger“ (15). – Konkret setzt er sich kritisch mit Heideggers „in die angebliche Versammlung der Erde und des Himmels, der Göttlichen und der Sterblichen auslaufenden Bewegung des ‚Geschicks‘“ (11) auseinander. Er moniert nicht nur, daß die „Kontexte der Sterblichen, eben die Göttlichen ineins mit Erde und Himmel“ (30) sich plausibler Nachkonstruktion entzögen, sondern wendet sich auch gegen die „Unvernunft des bloß ohnmächtigen Ausgeliefertseins“ (23) ans Geschick. Daher geschieht für ihn in der Metaphysik des späten Heidegger ebensowenig wie in der klassischen Metaphysik eine „Vermittlung von Vernunft und Unvernunft“ (36); zudem bleibt in beiden Fällen „das Verhängnis selbst ebenso unerfahren wie ungedacht“ (37). Gleichwohl ist E. zufolge dem Heideggerschen ‚Gestell‘, das dem Geschick bekanntlich vorgelagert ist, nicht jede Vernunft abzusprechen, wenn diese Vernunft auch als eine solche zu denken ist, die schließlich ausläuft ins ‚Gerüst‘.

Die Metaphysikdiskussion der Gegenwart ist jedoch nicht bloß durch das Denken des späten Heidegger bestimmt, sondern nicht minder durch das Systemdenken Luhmanns, mit dem sich E. im zweiten Teil seiner Untersuchung auseinandersetzt als der „beherrschende(n) Metaphysik der Gegenwart“ (11). Für Luhmanns Denken ist es nach E. wesentlich, daß es diesem gelingt, „eine quasi-moderne, tatsächlich aber der Struktur nach frühneuzeitliche Metabiologie als Surrogat der Metaphysik aufzu-